

Feuilleton

Wasser, Brot und eine Gitarre

Albert Hammond zum 80. Geburtstag

CHRISTIAN SEIDL

Leben sei das, was passiert, während die Leute damit beschäftigt sind, Pläne zu machen, hat John Lennon singenmäßig einmal gesagt. Und damit natürlich das Wesen der Popkultur beschrieben: Mach, was du willst, und auf keinen Fall das, was man von dir erwartet. Oder: Mach genau das nicht, was deine Eltern von dir wollen.

Es gibt etliche Songs, die sich hierum drehen – aber keiner tat es je so explizit und mitreißend wie „The Free Electric Band“ von Albert Hammond im Jahr 1973. Da erzählt der Ich-Erzähler vom suburbanen Kleinbürgerleben, das für ihn vorbestimmt war – und wie er alldem entflo: den Konventionen, Regeln und Erwartungen, dem ganzen trostlosen Trost. „Just give me bread and water and a guitar in my hand“, singt er schließlich, „because all I need is music and the free electric band.“

Es müssen harte Kämpfe gewesen sein, die der junge Albert Hammond ausfocht. Denn das Thema des Ausbruchs und Abschieds durchzieht zumindest sein frühes Werk fast leitmotivisch. Auch der Song, der ihm 1972 zum Durchbruch verhalf, „It Never Rains In Southern California“, handelt davon. „Will you tell the folks back home, I nearly made it“, heißt es da fast beschwörend. Hammond erzählt, sein Cousin sei ihm über den Weg gelaufen, als er sich Mitte der 60er in Madrid als Straßenmusiker verdiente – und entsetzt gewesen, wie abgerissen er war. Und da habe er diesen Satz gesagt und um diesen Satz herum jenen Song geschrieben.

Hammond wuchs in Gibraltar auf, wo sein Vater als Feuerwehrmann arbeitete und keiner Sondergeschicht aus dem Weg ging, um dem Jungen eine akademische Ausbildung zu ermöglichen. Stattdessen tingelte der schon als 16-Jähriger mit seiner Gitarre durch marokkanische Strip-Clubs. „Meine Eltern hassten Rock 'n' Roll, sie hassten lange Haare“, erzählt er. Und dass seine 2019 gestorbene Mutter über 90 werden musste, um ihren Frieden mit seinem Lebensweg zu machen.



Nie ohne Gitarre: Der britische Singer-Songwriter Albert Hammond um 1975. WIKIPEDIA

Da war Albert Hammond lange ein gemachter Mann. Seiner kurzen Weltkarriere im Pop-Rampenlicht in den frühen 70er-Jahren folgte eine noch größere und längere als Hitschmied für andere. Dass er den größten Hit der Hollies („The Air That I Breathe“) ebenso schrieb wie den archetypischen Whitney-Houston-Song („One Moment In Time“) und etwa jedes Lied, das man von Julio Iglesias kennt („To All The Girls I've Loved Before“) zeitig, welche Bandbreite dieser wunderbare Musiker und Melodienfinder hat, der von sich sagt: „Ich bin kein guter Musiker, ich habe mir drei Akkorde beigebracht, weil ich Lieder von Buddy Holly spielen wollte.“ Der Rest geschehe intuitiv.

Er greife einfach in die Gitarre, „und dann passiert es“, sagt er. Was halt so passiert, während die Leute damit beschäftigt sind, Pläne zu machen. Am Sonnabend wird Albert Hammond 80 Jahre alt. Thank you for the music.

Trostpflaster aus der alten Welt

Feuerwerk, Gottesdienst, Puppentheater: Rammstein spielen in Dresden

INGO MEYER

Nun also hat sie der Staat doch noch drangekriegt! 21.55 Uhr war Schluss beim Deutschland-Auftakt von Rammsteins „European Stadium Tour 2024“. Das muss man sich mal vorstellen: Wo anderswo die Auftritte erst beginnen, trabten die Dresdner Konzertbesucher bereits wieder nach Hause, dreieinhalb Stunden schwerste Unterhaltung in den Knochen.

Das Event in der Dresdner Flutrinne, ein Sportpark in Elbnähe und Austragungsort für vier Rammstein-Abende im Mai, begann also wegen der Lärmschutzverordnung des Freistaates Sachsen schon um 18.30 Uhr – mit einem 40-minütigen Auftritt des Klavierduos Abélard. Die beiden jungen Frauen spielten ausschließlich Rammstein-Stücke und bereiteten damit bestens den Boden für die Urheberband, die eine Stunde später unter Händels „Feuerwerksmusik“ per Lift auf die Bühne schwebte.

Um gleich am Anfang von ihm zu berichten, dem Elefanten im Raum: An der Flutrinne war er nicht zu spüren. Etwa 200 Menschen hatten am Mittwochabend gegen Rammstein protestiert, im Filmtheater Schauburg lief am Abend eine Veranstaltung mit dem Titel „Row Zero: Gewalt und Machtmissbrauch in der Musikindustrie“, Tage vorher hatte in der Dresdner Neustadt der Slogan „Rammstein stören“ die Runde gemacht.

Am Konzertabend hält jemand das Schild „Rammstein forever“ hoch. Das Publikum ist so bunt gemischt wie wohl sonst nur bei Helene Fischer: Jungsbanden, Mädchengangs, Pärchen jeden Alters, Familienverbände, sechsjährige Kinder an der Hand vom Papa. Viel Schwarz, viel Tattoo. Für etliche Leute scheint es der Kirchgang des Jahres zu sein. Je martialischer sie aussehen, desto freundlicher sind sie. Vier Männer in Lederschürzen und blutbeschmierten Kochmützen promienieren entlang der Fressmeile, die Handbrot, Fleischspieße und Ziegenkäse in petto hält. Es hat was von Mittelalterfest.

Deutschland schmolzt zurück

Ganz anders die Konzertbühne, von der riesige Masten und Türme in den Himmel ragen, die direkt aus der Wüste Nevadas vom Burning-Man-Festival geklaut scheinen. Die stehen hier nicht ohne Grund: Lichtblitze werden sich in den sächsischen Himmel bohren, Flammenwerfer Feuer speien, dessen Hitze einem noch in 500 Meter Entfernung die Haut kitzelt. Vier riesige Leinwände strahlen Bühnenbilder ab, in denen permanent Aktion herrscht: Wer sich Rammstein nennt, rammt alles weg, was ihm im Weg steht. Das tut die Band auch im 30. Jahr ihres Bestehens.

Es gibt Leute, die bis heute nicht wissen, dass Rammstein aus der DDR stammen. Die Musiker mögen



Lichtsäulen begeherten 50.000 Zuschauer im Dresdner Ostrapark. MAX GÄRTNER/IMAGO

das vereinte Deutschland nicht sonderlich, und Deutschland schmolzt zurück. Das Ausland aber liebt ihren teutonischen Krach, weltweit lernen junge Menschen unsere Sprache, um Lindemanns Texte zu verstehen und mitsingen zu können. In Sachen Kulturarbeit steht die Band dem Goethe-Institut näher, als jenem wohl lieb ist.

Rammstein machen unbequeme Kunst, mit der sie den Finger tief in den Arsch der Gesellschaft stecken. Das ist auch als Konzerte aufwendig inszeniert, provokant, vielschichtig – und immer wieder verstörend. In „Mein Teil“ tapst Lindemann wie ein angeschossener Bär in Fleischerschürze und mit einem Schlachtmesser in der Hand über die Bühne und grinst derart debil, dass sogar der Bierauschank – 6,50 Euro der Halbliter Radeberger – kurzzeitig

zum Erliegen kommt. Dafür schießt die Peniskanone, nachdem sie letztes Jahr pausiert, wieder ihr Schaubad ab; aber das reicht mehr nach Karneval als nach Koius.

Till Lindemann ist der Fixpunkt des Auftritts. Seine Poesie, seine Theatralik erzeugen eine berückende Wahrhaftigkeit. Das fordert einen Preis. Manchmal steht er verloren auf der Bühne herum und wirkt wie ein kleiner Junge, der von seinem Vater an der Bushaltestelle vergessen wurde. In „Puppe“ setzt er einen riesigen, metallenen Kinderwagen in Brand. Ein Zusammenhang wäre hier konstruiert.

Apropos Kinder: Die im Publikum haben ihren sicherlich schönsten Moment, als sie von eins bis acht runterzählen und „Hier kommt die Sonne!“ brüllen dürfen. Da ist es fast 21 Uhr, und die echte Sonne ver-

sinkt gerade hinterm Tribünenrand. Wieder so ein Moment der Ironie. Ähnlich dem, als die Musiker nach dem Song „Engel“, den sie auf einer kleinen Bühne mitten in der Menge in einer zarten Klavierversion spielten, in drei Schlauchbooten auf die Hauptbühne zurückrudern.

Rammstein beherrschen das Spiel mit der Ambivalenz wie kaum eine andere Band, sie sind Reizfiguren im Theater der deutschen Wirklichkeit. Was ist Show, was echt? Was ist Provokation, was wirklich gemeint? Was ist Teil der Kostümierung, was der Mensch dahinter? Wie Helge Schneider im Jazz unterlaufen (und bedienen) sie im Metal Rock die Erwartungen – ein Künstlerkollektiv auf den Spuren von Frank Zappa und den Mothers of Invention. Und sie erzeugen eine volle Ladung Energie, der das Publikum ausgeliefert ist wie Naturgewalten: Donner, Blitz, Hagel, Feuer, Eis.

Niemandem etwas beweisen

Auf der Bühne erledigen diesen Job auch immer die Scheinwerfer, die hier in Dresden prächtig die Dämmerung illuminieren. Jeder Song ist anders eingefärbt: blutrot in „Mein Herz brennt“, grün und silbern in „Du riechst so gut“, lila in „Adieu“. Über dem Stück „Radio“ geht ein Blitzlichtgewitter nieder, bei dem diese Metapher endlich mal stimmt. Wie zum Dank fährt sich der Himmel purpur, ein perfekter Halbmond geht auf und schwebt fortan über dem Spektakel.

Diese Band muss niemandem mehr etwas beweisen, und vielleicht ist das das große Manko des Abends: die Abwesenheit jeglicher Ambition außerhalb von Überwältigung. Die sechs Musiker wirken wie über Tarif bezahlte Angestellte, die ihren Job gewissenhaft erledigen. Auf Tuchfühlung mit dem Publikum gehen sie zu keiner Minute. Nach dem Song kniet die Band nieder, und Till Lindemann sagt die einzigen Worte des Abends: „Vielen, vielen Dank!“ Dann trägt sie der Fahrstuhl in den Feierabend.

Dieser Abgang – aus der Konserve ertönt ein Remix von „Haifisch“ – hat was von einem Filmabspann. Was eben noch war, ist schon verweht wie der Rauch aus dem Gebläse. Was aber bleibt von dem lauten, bunten Puppentheater? Vielleicht ja eine leise Berühmung. Heute, wo die Krieg- und Klima-Krisen tagtäglich unsere Köpfe malträtiert und die moralische Selbstzerfleischung der Gesellschaft schon die Knochen erreicht, wirkt dieser Auftritt von Rammstein wie ein Trostpflaster aus einer schönen alten Welt.

Vor 18 Jahren fragte die Zeitschrift Playboy Till Lindemann, ob er mit 60 noch auf die Bühne gehen würde. „Ich glaube, dass bei uns früher Schluss sein wird“, antwortete der. „Meinetwegen mit einem Konzert im Berliner Olympiastadion.“ 2024 in Dresden scheinen das Olympiastadion und das Seniorenheim gleich weit weg.

Neues Puzzleteil im Bilder-Rätsel

Forscher verorten die Mona Lisa

INGEBORG RUTHE

Dieses bitter-süße Lächeln, ein magisches Zusammenspiel von Mundwinkeln und Augenaufschlag, von Lidern und Lippen. Man konnte diese rätselhafte Uneindeutigkeit nur einer: Leonardo da Vinci (1452–1519), italienischer Maler, Bildhauer, Architekt. Und einer der berühmtesten Universalgelehrten aller Zeiten.

Das mit Panzerglas geschützte berühmteste Gemälde der Welt von einem mysteriösen Frauenlächeln hängt im Louvre, wohl das inoffizielle Nationalheiligtum Frankreichs. Es inspiriert zu Legenden, wurde zigmal mit Hightech durchleuchtet, aber gefunden wurden unter dem betörenden Blick der Geheimnisvollen nur handwerklich perfekt gesetzte Pigmentschichten auf der rohen Leinwand.

Vor einigen Jahren behauptete ein italienischer Historiker, die Steinbohrer-Brücke identifiziert zu haben, die der Frau aus der Schulter zu wachsen scheint. Es soll sich, ist Silvano Vinceti fest überzeugt, um eine etruskisch-römische Brücke in der Toskana handeln. Und nun sitzt Leonardos betörende Schöne laut Ann Pizzorusso, Geologin und Kunstwissenschaftlerin der Renaissance, vor der Landschaft von Lecco am Comer See.

Von Androgynie fasziniert

Die New York Times berichtet enthusiastisch von Pizzorusso Sensation: „Ich sah die Topografie in der Nähe von Lecco und wusste, dass dies der Ort war.“ Der Hintergrund dieses der Ort war, auf so eine mittelalterliche Brücke, die von den meisten Gelehrten als Schlüssel zu da Vincis Schauplatz gedeutet werde. Laut Pizzorusso sind es „eher die Form des Sees und der grau-weiße Kalkstein, die Lecco als geistige Heimat des Gemäldes verorten“.

Nun stellt sich die Frage, wie sich die Kunstgeschichtsschreibung dazu verhält, da Leonardo weder Pleinair noch jemals Frauen vor realen Landschaften gemalt hat. Für die schroff auffahrenden Formationen des Gebirges hätte er, heißt es von an der „neuesten Sensation“ zweifelnden Kunstexperten, wohl nach China reisen müssen. Die Landschaft hinter der Mona Lisa sei reine Fantasie, eine Seelenlandschaft.



Das berühmteste Gemälde der Welt hängt im Louvre: die „Mona Lisa“. DPX

Im Grund aber ist wohl jede neue „Entdeckung“ die Offenbarung einer Liebe für dieses unachahmliche Bild, von dem der Forscher Vinceti schon vor Jahren glaubte, Leonardo habe im Gesicht der „Mona Lisa“ zwei Menschen verschmolzen: seinen Lehrling und Geliebten Salaj – und Lisa Gherardini, Gattin des Florentiner Kaufmanns Giocondo. Leonardo soll zeitlebens vom Thema der Androgynie fasziniert gewesen sein und trennte sich nie von dem Bild.

Nach seinem Tod 1519 in Cloux wurde das französische Königshaus zum Besitzer, nach der Revolution Frankreich. So kam die „Mona Lisa“ in den Louvre.

Hochkarätiger Kulturausflug

„Elektra“-Oper mit der Sopranistin Barbara Krieger in Brandenburg an der Havel

STEFAN HOCHGESAND

So ein Ausflug nach Brandenburg ist was Tolles! Mal aus der Großstadt raus und durchatmen. Spaziergänge, Landgasthöfe, Seele baumeln lassen. Und abends Kultur. Zum Beispiel die Oper „Elektra“, schon bald zu sehen in Brandenburg an der Havel, als Eigenproduktion des Brandenburger Theaters. Es spielen die Brandenburger Symphoniker, unter der musikalischen Leitung des ungarischen Dirigenten György Mészáros. Mit dem Regionalexpress 1 nur eine Stunde von Berlin entfernt.



Die Sopranistin Barbara Krieger

„Elektra“ ist eine ganz besondere Oper: die erste Zusammenarbeit des Komponisten Richard Strauss mit seinem Librettisten, dem Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal. Seit der Uraufführung in Dresden 1909 avancierte „Elektra“ zum Welthit. Kein Wunder. Denn die Geschichte, über die zerstörerische Kraft des Rachetriebs ist von universeller Größe – und auch heute zeitlos relevant von gesellschaftlicher und politischer Aktualität.

Der Plot, angesiedelt am mykenischen Hof just nach dem Trojanischen Krieg, hat es in sich: König Agamemnon ist von seiner Frau Klytämnestra und deren Geliebten Aigisth ermordet worden. Nur die starke aufrechte Elektra gedenkt öffentlich ihres Vaters. Doch gemeinsam mit dem Bruder Orest sinnt sie nach Rache. Lässt sich der Teufelskreis der Gewalt durchbrechen?

Als Elektra zu erleben ist in Brandenburg an der Havel die Welt-

klasse-Sopranistin Barbara Krieger: Ausgebildet am Salzburger Mozarteum, brillierte sie in einigen der bedeutendsten Opernhäuser, darunter der Mailänder Scala. An der Wiener Staatsoper war sie festes Ensemblemitglied. Sie ist Spezialistin für deutsche Romantik, die Elektra gehört zu ihren Vorzeigerollen. Also auf nach Brandenburg – elektrisieren lassen.

„Elektra“, Freitag, 24. Mai (Premiere), 26. Mai, 1. Juni, 19.30 Uhr, Brandenburger Theater, Großes Haus, Grabenstraße 14, 14776 Brandenburg an der Havel, Tickets ab 5 Euro, Details auf brandenburgertheater.de